



© magicpitz - Fotolia.com

Wie zu Fuß auf Weltreise

Ein kritischer Blick auf dem Weg zur Inklusion

„Wir haben vier Inklusions-Kinder in der Gruppe.“, „Unsere Einrichtung besteht aus zwei Inklusions-Gruppen und zwei Regelgruppen.“, „Inklusion ist, wenn Kinder mit Behinderungen in die Einrichtung kommen – aber damit kennen wir uns ja gar nicht aus!“

Diese und andere Formulierungen dieser Art höre ich in meinen Seminaren immer wieder und zeigen deutlich, dass die eigentliche Idee der Inklusion noch lange nicht in den Köpfen der Menschen angekommen ist. Bedeutet doch der Begriff der Inklusion die Zugehörigkeit aller Kinder. Aber nicht nur bei Erzieherinnen und Erziehern scheint der Begriff der Inklusion oft missverstanden zu werden. Auch in politischen Diskussionen, in Ämtern und bei Trägern, bei Eltern und Therapeuten erlebe ich sehr oft eine falsche Verwendung des Begriffs der Inklusion. Wenn aber schon der Begriff unterschiedlich und oftmals falsch verwendet wird – was sagt das über den aktuellen Stand der Inklusion in unserem Land aus?

AUTORIN



Sonja Eiden ist Psychologin, Supervisorin und Dozentin. Ihre Seminare zum Thema finden Sie unter:

www.sonjaeiden.de
www.basislager-wissen.de

... und sonst ändert sich nix?

In den 1990er Jahren gab es eine Werbekampagne, in der es hieß: Schokoriegel y heißt jetzt x „... sonst ändert sich nix“. Es wurde einfach nur der Name ersetzt, weil der Schokoriegel in anderen Ländern eben auch so hieß. Häufig ha-

be ich den Eindruck, dass mit den Begriffen „Integration“ und „Inklusion“ ähnlich umgegangen wurde und wird. Alles, was vorher „Integration“ hieß, wurde plötzlich mit dem Wort „Inklusion“ ersetzt. Integrative Kitas oder Gruppen wurden inklusive Kitas oder Gruppen genannt und statt „Integrativ-Kinder“

hörte man nun den Begriff „Inklusiv-Kinder“. Manche machen es sich noch einfacher und bleiben bei dem für mich immer schon sehr befremdlichen Begriff „I-Kinder“.

Schon Sokrates plädierte eindringlich auf die korrekte Verwendung von Begrifflichkeiten und betonte:

„Der Beginn der Weisheit ist die Definition der Begriffe.“

(Sokrates, griechischer Philosoph, 470–399 v. Chr.)

Somit bedeutet der Begriff der Integration (aus dem lateinischen „integrare“) etwas in ein bestehendes System „aufzunehmen“ oder „hinein zu bringen“ (siehe Abb. 1).

Für eine Integration braucht es also ein bestehendes System (im Falle der Kitas eine Gruppe von Kindern), in das etwas Außenstehendes (z.B. ein „außenstehendes Kind“) hinein gebracht, also integriert wird.

Die Idee der Inklusion ist nun ein ganz anderer Gedanke. Dieser Begriff leitet sich aus dem lateinischen „includere“ ab und bedeutet so viel wie „umschließen“, „einfassen“ – also die Zugehörigkeit aller vorhandenen Teile des Systems. Inklusion in seiner eigentlichen Idee bedeutet also, dass alle Kinder, die da sind, dazugehören (siehe Abb. 2/ Seite 6).

Ziel der Inklusion ist es somit, jedes Kind in seinen individuellen Bedürfnissen wahrzunehmen, individuell zu fördern, die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft zu ermöglichen und das Kind in der Zugehörigkeit zu seinem eigenen System (Familie, Umfeld, etc.) zu unterstützen.

In diesem Sinne ist z.B. der Begriff „Inklusiv-Kind“ schlicht und ergreifend falsch, da alle Kinder einer Gruppe streng genommen die „Inklusiv-Kinder“ (also die „dazugehörenden“ Kinder“) sind. Ebenso die Unterscheidung zwischen „Inklusiven Gruppen“ und „Regelgruppen“ ist im eigentlichen Sinne der Inklusion nicht möglich, da im Rahmen der Inklusion, die Haltung des individuellen Blickes auf jedes Kind, zentraler Bestandteil der Inklusion ist. Wenn Inklusion gelebt

wird, arbeiten also alle Gruppen bzw. die gesamte Einrichtung inklusiv.

Mit Diagnosen und Fink-Anträgen zur Zugehörigkeit?

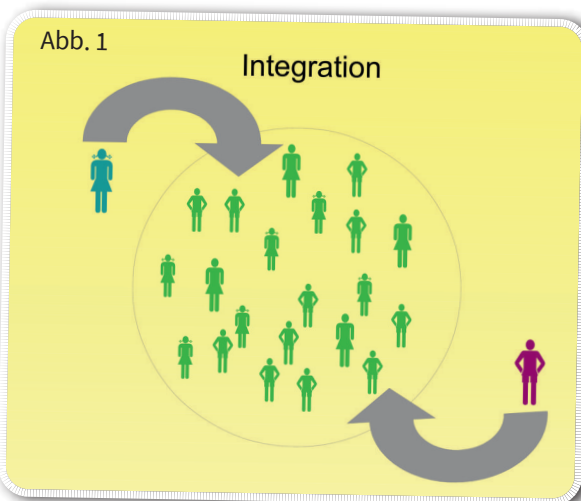
Leider beobachten wir in der Umsetzung der Inklusion in vielen Fällen, dass weniger individuelle Pädagogik möglich wird, da Kinder mit den unterschiedlichsten Bedürfnissen unter dem Deckmantel der Inklusion „zusammen gepackt“ werden und von den Pädagogen gefordert wird, unter erschwerten Bedingungen und ungünstiger Personalsituation mehr und mehr zu leisten – „Wir arbeiten doch jetzt schließlich inklusiv“. Eine gemeinsame Betreuung um jeden Preis geht dabei auf Kosten aller Kinder. Aufgrund der Vielfältigkeit von Bedürfnissen und gleichzeitiger massiver Stressbelastung aufgrund unzureichender Rahmenbedingungen ist die eigentliche Idee des Blickes auf die individuellen Bedürfnisse eines jeden Kindes nur schwer umsetzbar.

Für zusätzliche und dringend notwendige finanzielle und personelle Ressourcen müssen für spezielle Kinder sogenannte Fink-Anträge (d.h. Anträge zur Förderung der Inklusion) gestellt werden. Diese müssen konkrete Diagnosen enthalten und für bestimmte Kinder gestellt werden. Allein dieses Vorgehen widerspricht dem eigentlichen Gedanken der Inklusion, da so einzelne Kinder als „besonders auffällig“ und mit Diagnosen als „von Behinderung bedroht“ etikettiert werden. Gehört es zu einem individuellen Bedarf eines Kindes, therapeutische Unterstützung zu bekommen (z.B. durch Logopäden, Ergo-, Physio- oder Psychotherapeuten), so stehen diese in einer inklusiven Einrichtung nicht einfach jedem dazugehörigen Kind zur Verfügung – es bedarf eines Rezeptes (das von einem Arzt ausgestellt wird) und wiederum einer Diagnose mit Krankheitswert. Kinder erfahren hier immer wieder, dass mit ihnen etwas „nicht stimmt“ und sie für ihre Rezepte regelmäßig zu einem Arzt müssen. Ein Gefühl der Zugehörigkeit im Sinne der Inklusion,

kann so kaum erreicht werden. Vielmehr wird die Sonderstellung der betroffenen Kinder weiterhin mit jedem Rezept, jedem Arztbesuch, mit jeder Diagnose und jedem Antrag weiter betont.

Wie zu Fuß auf Weltreise

Mit der Idee der Inklusion, dem Gesetz zum Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen vom 21. Dezember 2008 und der damit einhergehenden Verpflichtung zur Umsetzung der Inklusion wurde ein gesellschaftlicher Wandel in Gang gesetzt, der durchaus die Mühen wert sein kann. Der Gedanke, dass Kitas entstehen, in denen die Bedürfnisse eines jeden Kindes wahrgenommen und unter-



stützt werden und eine Zugehörigkeit aller Kinder möglich ist, stellt ohne Frage ein erstrebenswertes Ziel dar. Auf allen beteiligten Ebenen muss aber klar sein, dass diese Idee der Inklusion nicht einfach zu einem bestimmten Termin eingeführt werden kann. Um dieses erstrebenswerte Ziel zu erreichen, bedarf es eines Umdenkens in vielen Bereichen der Gesellschaft. Nicht nur die Erzieherinnen und Erzieher in Kitas, auch Träger, Kostenträger sowie unser gesamtes Bildungs- und Gesundheitssystem müssen für eine Inklusion, die gelingen soll, neue Wege gehen.

Nun höre ich von den Erzieherinnen und Erziehern in meinen Seminaren sehr oft: „Das ist ja alles gut und schön, aber dann müssen „die da oben“ erst mal alles anders ma-

chen“. Bei allem Verständnis für die ungünstigen Rahmenbedingungen in den Kitas ist dieser Blick genauso unrealistisch wie die Forderung, dass Kitapersonal in kürzester Zeit mit Konzeptionswechsellern, Überbelastungen, Personalmangel und herausforderndem Verhalten von Kindern (und oft auch Eltern) ohne Leistungseinbußen arbeiten können.

Den Weg in die Inklusion vergleiche ich gerne mit einer Weltreise, die man zu Fuß antritt. Wir haben uns bereits auf den Weg gemacht, die Richtung wurde auch schon definiert und auf dem Weg um die Welt wurden vielleicht schon die ersten paar Kilometer geschafft. Wir dürfen jedoch nicht erwarten, dass wir bei einer derart großen Reise innerhalb kürzester Zeit ankommen werden. Wir werden

können und unseren Abschnitt in dem Bewusstsein gehen, dass wir bis zu unserer Rente nicht das Ziel der Inklusion erreichen können. Dieser Weg benötigt wohl ein paar Generationen. Stehen zu bleiben und darauf zu warten, dass „die da oben“ schon mal ankommen, hilft auf diesem Weg nicht weiter. Jeder muss seine Schritte auf dem Weg zur Inklusion beitragen.

Was können wir jetzt schon tun?

Auch wenn wir nicht „wie von Zauberhand“ in der Inklusion ankommen können, so können wir doch dazu beitragen, das Ziel nicht aus dem Blick zu verlieren und ein paar Schritte in die richtige Richtung zu gehen.

- ▶ Raus aus dem Jammertal (Wer sich auf langen Wanderungen nur auf seine Blasen an den Füßen konzentriert, kommt nicht weiter.)
- ▶ Blick auf Stärken und Ressourcen richten. Zugehörigkeit entsteht durch viele kleine gemeinsame Erfolge und Erlebnisse. Das gilt sowohl für die Kinder als auch für die Erwachsenen auf dem Weg zur Inklusion.
- ▶ Kleine Schritte gehen und kleine Etappenziele feiern. Auch wenn die Rahmenbedingungen noch weit entfernt von „optimal“ sind – Was hat sich in der eigenen Gruppe bewährt, was sind kleine Erfolge und was könnte der nächste kleine Schritt in Richtung Inklusion sein?

Das Haus der Inklusion – ein möglicher Kompass für die lange Reise zur Inklusion

Wohl wissend, dass der Weg bis zur optimalen Inklusion noch weit ist, können wir in unserer alltäglichen Arbeit in den Kitas schon vieles tun, um „auf dem Weg zu bleiben“.

Das „Haus der Inklusion“ soll als eine Art „Kompass“ dabei helfen, die eigenen Konzepte und die alltägliche Arbeit auf wichtige Aspekte der Inklusion abzustimmen. Dabei werden Sie merken, dass Sie viele Dinge schon seit Jahren so machen und Inklusion nicht bedeutet, alles

anders zu machen, sondern sich vielmehr auf einige wichtige Aspekte mehr zu fokussieren (siehe Abb. 3).

Das Fundament ist die Haltung

Das Fundament für das „Haus der Inklusion“ ist die Haltung, mit der alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihrer Tätigkeit nachgehen. Die Haltung in einem Haus der Inklusion sollte geprägt sein von Wertschätzung und Respekt gegenüber allen Menschen und deren Lebenssituationen (und dazu gehören nicht nur die Kinder und Familien – auch Kollegen, Träger, Ämter und ja auch „die da oben“).

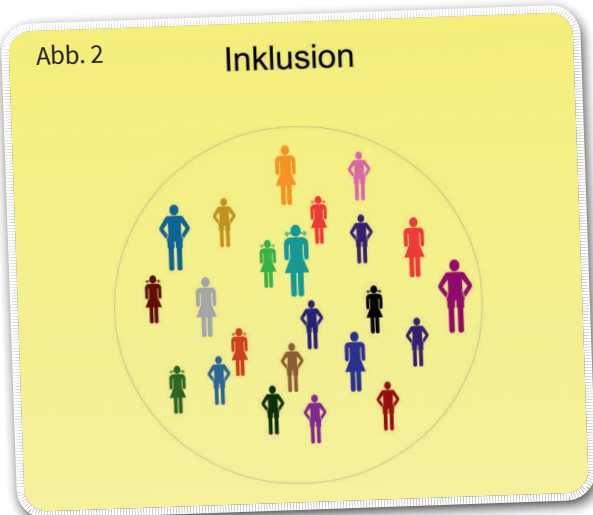
Personal und Zeit

Wichtig ist es auch zu berücksichtigen, wie viele personelle und zeitliche Ressourcen zur Verfügung stehen. Viele Überlastungen kommen dadurch zu Stande, dass Maßnahmen, Angebote und Projekte zu umfangreich geplant werden. Weniger ist manchmal mehr. Kleine Angebote, Projekte und Maßnahmen, die aber erfolgreich beendet werden können, tragen viel mehr zum Weg in die Inklusion bei als große Maßnahmen, die scheitern und alle Beteiligten frustrieren.

Die zwei Säulen im Haus der Inklusion

In den derzeitigen Entwicklungen in Richtung Inklusion wird ein Hauptaugenmerk auf die Förderung der Kinder gelegt. Dabei wird oft übersehen, dass Förderung für Kinder immer auch bedeutet, dass sie sich mit ihren Schwächen auseinandersetzen müssen. Dies steht jedoch einem Gefühl der Zugehörigkeit deutlich im Wege. Aus diesem Grund besteht das Haus der Inklusion aus zwei Säulen, denen optimalerweise gleich viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet wird:

Die erste Säule: individuelle pädagogische Förderung mit kleinschrittigen, handlungsorientierten Zielen. Natürlich ist eine individuelle Förderung der Kinder wichtig. Diese sollte jedoch so gestaltet sein, dass Kinder selbst ihre Erfolge



sicherlich in die eine oder andere Sackgasse laufen, wir werden die Richtung verlieren und uns mehrfach im Kreis drehen, bevor wir merken, dass wir unser Ziel aus den Augen verloren haben. Wir werden die Richtung wieder finden und die nächsten paar Kilometer auf dem Weg in die Inklusion meistern. Wir werden feststellen, dass wir mit unseren bewährten Methoden manchmal gut gerüstet sind für den Weg und für andere Wegabschnitte ein ganz anderes „Gepäck“ benötigen werden. Und vor allem muss uns bewusst sein, dass wir für eine Weltreise zu Fuß Zeit brauchen. Wir müssen damit rechnen, dass alle derzeitigen Beteiligten aus Kitas, Ämtern, Politik und Helfersystemen nur einen Teil des Weges gehen

wahrnehmen und genießen können. Setzen Sie kleine, erreichbare Ziele, z.B. statt „Förderung der Grobmotorik“ (kein klares Ziel erkennbar) – kleine, beobachtbare Ziele setzen, z.B. „Lena schafft es, eine Stufe der Treppe ohne Hilfe hinauf zu steigen“. Das Kind wird sich selbst freuen und merken, dass Sie sich auch freuen, weil das kleine Teilziel erreicht wurde. Durch diese positive emotionale Aktivierung werden gemäß aktueller Hirnforschungen Lernprozesse optimal verarbeitet.

Die zweite Säule: Inklusion durch Potenzialentfaltung. Ein Gefühl von Zugehörigkeit entsteht in erster Linie durch das gemeinsame Erleben von Erfolgen. Diese erleben Kinder vor allem bei Tätigkeiten, die sie gerne tun und die sie gut können. In Situationen, in denen Kinder auch die anderen Kinder in ihren Stärken erleben, entsteht Gemeinschaft. Dann ist zum Beispiel Max nicht mehr nur das Kind, das „immer alles kaputt macht“, sondern auch derjenige in der Gruppe, der „ganz tolle Höhlen aus Decken bauen kann“. Erkunden Sie also die Stärken eines jeden einzelnen Kindes und ermöglichen Sie Situationen, in denen auch die anderen Kinder diese Stärken bei dem jeweiligen Kind erleben können.

Vernetzung von Helfersystemen

In der inklusiven Arbeit ist eine gute Vernetzung von Helfersystemen von größter Bedeutung. Eine inklusive Förderplanung ist nur dann möglich, wenn jedem Kind individuell aufeinander abgestimmte pädagogische und ggf. therapeutische Förderungen zur Verfügung stehen. Dabei ist es wichtig, die pädagogische Förderung von der therapeutischen Förderung klar zu unterscheiden. Viele Erzieherinnen und Erzieher haben Angst vor der Inklusion, weil sie denken, sie müssten Kinder mit besonderen Bedürfnissen (therapeutisch) fördern ohne das entsprechende Fachwissen dazu zu haben. Dies ist nicht im Sinne der Inklusion. Die pädagogische Förderung bezieht sich immer in erster Linie auf die Alltagsbewältigung. Die therapeuti-

sche Förderung zielt auf die Ursachen und die konkrete Symptomatik ab. Durch eine gute Vernetzung können die Pädagogen sich auf die Unterstützung des Kindes im Alltag konzentrieren, während die Therapeuten die Bewältigung von Ursachen und daraus resultierenden Symptomen fokussieren können.

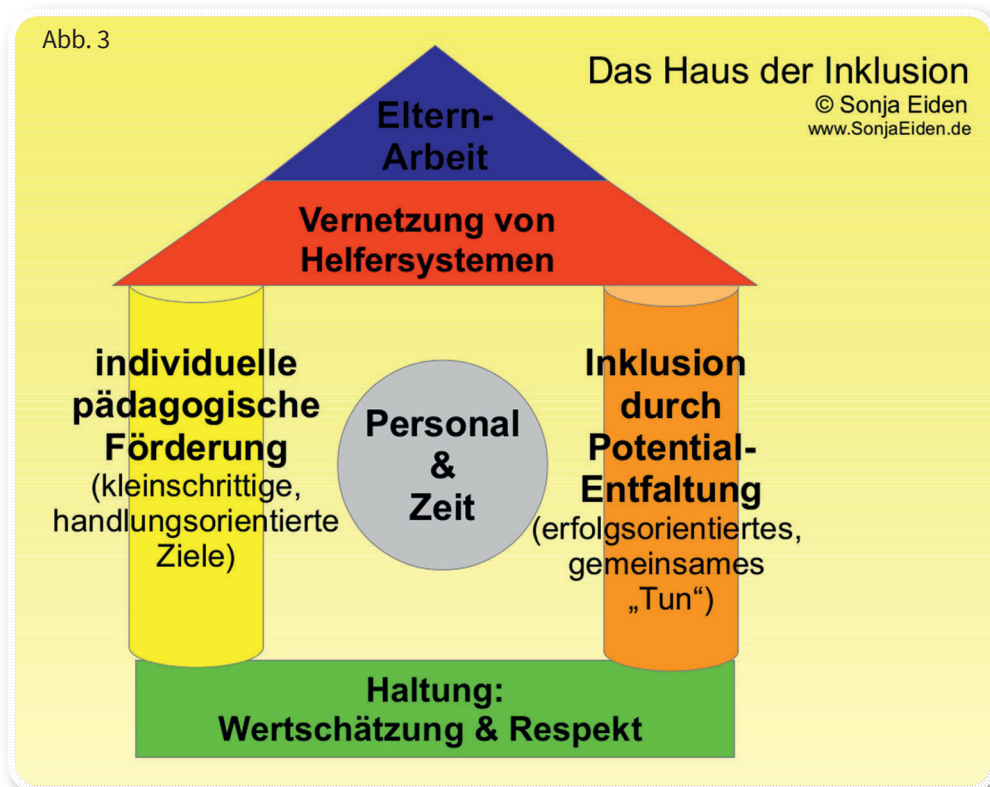
Elternarbeit

Eine wertschätzende Elternarbeit und Erziehungspartnerschaft rundet das Haus der Inklusion ab. Dabei ist es hilfreich, wenn Eltern als Experten für ihr eigenes Kind und Erzieherinnen und Erzieher als Experten für die Entwicklung von Kin-

rinnen und Erzieher für Eltern die Reiseleiter, die auch in kritischen Situationen die Ruhe bewahren und den Weg weisen können.

Schritt für Schritt auf dem langen Weg zur Inklusion

Unsere Gesellschaft hat sich auf den Weg zur Inklusion gemacht. Es wird eine lange Reise werden, die mit einer Reise zu Fuß um die Welt vergleichbar ist. Die Reise in die Inklusion wird wohl auch die nächste Generation noch beschäftigen und die Anfänge dieser Reise sind ohne Frage beschwerlich. Alle Beteiligten leisten derzeit Pionierarbeit und stolpern so manches Mal mit un-



den gesehen werden. Natürlich ist die Elternarbeit insbesondere im Hinblick auf eine inklusive Pädagogik ein vielseitiges Feld mit besonderen Herausforderungen und lässt sich nicht auf eine „einfache“ Floskel reduzieren. Verunsicherungen auf Seiten der Erzieherinnen und Erzieher übertragen sich nur all zu leicht auf die Eltern. Die Auseinandersetzung mit Ängsten und Unsicherheiten aller Eltern bedarf auf Seiten der pädagogischen Fachkräfte viel Klarheit, Sicherheit und Fingerspitzengefühl. Auf der langen Reise zur Inklusion sind die Erziehe-

günstigem Gepäck über holprige Pfade. Bei allen Beteiligten sind Frustration, Erschöpfung und so manche „Blase an den Füßen“, insbesondere auf diesem ersten Stück des Weges, leider keine Seltenheit. Dieser Weg muss mit Bedacht gegangen werden, dann ist er mit Sicherheit lohnenswert. Und vielleicht gelingt es, mit dem „Haus der Inklusion“ als Kompass jeden Tag einen klitzekleinen Schritt auf dem langen Weg in die Inklusion zu gehen.

• Sonja Eiden